

Der stille Kämpfe.

Führt Dein Weg auf harten Steinen, Müht dich durch Dorngebüsch Du gehn, Laßt Dir immer an der Seite Einen stillen Kämpfe stehn.

Unermüdet ist sein Wollen, Unerschöpflich seine Kraft, Allzeit bleibt er sanft und freundlich, Immer frei von Leidenschaft.

Alles hilft er überwinden Reid und Bosheit, Zorn und Schuld, Himmlich ist sein Thun und Wesen, Und sein Name heißt — Gebuld!

Die Geschichte des Geigers.

Wiener Skizze von Frieda Köbiger.

Die Mühseligkeit der Menschen im allgemeinen, und die Freigebigkeit und das gute Herz des Wieners im besonderen, sind es, welche jene Sorte von Menschen appelliert, die sich nicht im wesentlichen von dem gewöhnlichen Bettelvolk unterscheiden. Bei diesen hätte man nichts zu thun, als ausgestreckte Hände zu fällen, während jene auf ihre Weise versuchen, uns nebenbei durch eine kleine Zerstreuung, sei es ein Lied oder das Spiel irgend eines Instruments zu ergötzen. Oft freilich muß man den guten Willen für das Werk gelten lassen, denn wir würden viel lieber mehr opfern, als die Mißtöne einer schlecht gestimmten Geige, oder das Lied irgend eines Individuums, das keine Spur von Musikgehör verrät, über uns ergehen lassen.

Dies gilt indessen nicht immer, und gar oft versteht uns das Siep eines Geigers in solches Erstaunen, daß man unwillkürlich fragen muß: „Wie kommt der hierher?“

So erging es unlängst auch mir. Fast allmählich kamen ein Geiger und ein Virtuose auf der Zieh-Harmonika in unser Haus, um in dessen Hofraum ihr Concert zu absolvieren. Nicht nur das tadellose Spiel des ersteren, sondern auch sein intelligentes Aufsehen ließen darauf schließen, daß der junge Mann nur vom Schicksal in diese Späthure hineingeführt ward, in die er nie und nimmer paßte. Der Zufall setzte meinen diesbezüglichen Gedanken ein jähes Ende, und ich erfuhr, welche Bewandniß es mit dem mich so sehr interessierenden Geiger hatte.

Ich war eines Tages eben mit meinem Mittagsmahl zu Ende gekommen, als ich die Töne der bekannten Violine hörte. Still, wie es momentan meine Zeit gebot, wickelte ich einiges Kupfergeld in ein Stückchen Papier, warf es den Spielenden durch das Fenster zu, und wendete mich dann wieder meiner Beschäftigung zu. Da — ich war eben mit dem Aufräumen der Speisereise beschäftigt — klopfte es leise, und wie ich öffnete, stand der junge Geiger draußen.

„Sie müssen sich geirrt haben, Fräulein,“ sagte er, „dieses hier für ein neues Zweifelhafes gehalten haben.“ Dabei hielt er mir ein Zehnkronestück entgegen. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, dankte ich dem jungen Mann und schenkte ihm eine Krone.

Wem das Schicksal ein gutes Herz und das nötige Kleingeld dazu gegeben hat, der wird schon öfters Gelegenheiten gehabt haben, ein so freudstrahlendes Gesicht zu sehen, wie ich damals. Mir hat es leider das erstere in fast überwiegendem Maße zumuten lassen, während es mit letzterem mir gegenüber nicht eben splendid umgegangen ist, weshalb ich denn auch den Verlust dieser zehn Kronen ziemlich schwer empfunden hätte. In der Freude über diesen Glücksfall beschloß ich noch ein röhriges zu thun und lud den jungen Mann ein, sein Mittagsmahl bei mir zu nehmen, welche Einladung er mit glücklichem Wackeln und einer tiefen Verbeugung quittierte.

Zedoch wollte ich mich keiner Schwäche zeigen: Ich war neugierig! Oder war es Mitleid? Es mochte wohl beides der Grund davon gewesen sein, daß ich ihn über sein Vorleben befragte und dann aufmerksam seiner willig gebotenen Erzählung lauschte. Sie lautete:

„Mein Vater war praktischer Arzt in einem größeren Marktflecken Schlesiens, und nahm eine angenehme Stellung ein. Ich, als der Älteste, war bestimmt, später diese Stellung zu übernehmen, während mein Bruder sich dem Militärfache widmete. Während ich studierte und, um nicht allzuweit zu kranken, meinen persönlichen Bedarf durch Stundenarbeiten verdiente, übte sich Bernhard schon früh in den Extravaganzen des künftigen Kentnans und ergebete nach und nach die Hälfte des Erbes meiner verstorbenen Mutter, das allein es uns ermöglichte, eine so kostspielige Laufbahn zu erwählen. Doch er war und blieb der Stolz meines Vaters, der ihn schon im Geiste als Hauptmann oder gar als Staatschef vor sich sah.“

Ich studierte, wie bereits erwähnt, Medizin, und es war mir nicht schwer, stets einer der ersten zu sein, wiewohl ich meinem zukünftigen Beruf keinerlei Sympathie abgewinnen konnte, und war auch von meinen Schülern gerne geliebt. Da überraschte ich eines Tages einen derselben beim Violinspiel.

Der Junge war so verärgert, daß er meinen Eintritt gar nicht beachtete, ich

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 18. März 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24. No. 29.

aber von seinem Spiel so entzückt, daß ich ihn nicht hören wollte. „Wie lange lernen Sie?“ fragte ich, als er genedte.

„Zwei Jahre,“ erwiderte er. „Zwei Jahre — ist's möglich?“ rief ich verwundert.

„Spielen Sie nicht?“ fragte er und setzte, als ich verneinte, bedauernd hinzu: „Dann thun Sie mir leid! Ich zum Beispiel, könnte nicht ohne meine Violine sein. Wenn ich spiele, ist mir's immer, als wäre ich gar kein irdisches Geschöpf, so frei und froh wird mir, und mein Instrument vertritt mir jeden Kummer.“

„Haben Sie Kummer?“ fragte ich ihn. „Ja!“ entgegnete er, „schweren!“

„Und der wäre?“ „Ach soll Adolof werden,“ sagte er, „soll mich einst mit den Leuten herumstreifen, vielleicht gar solche verheiratheten, an deren Unschuld und Entschuldigbarkeit ich wohl selbst nicht glaube und möchte doch so gerne Virtuose sein!“

Er hatte in diesem, aber leidenschaftlichen Ton gesprochen und sah nun schmerzlichen Auges zu mir auf.

„O, und ich verstand ihn nur zu gut! Auch ich wollte ja nicht Arzt werden, auch ich wollte nicht einen so tiefen Einblick in das menschliche Dasein thun, wußte ja, daß ich nie einen Menschen leiden sehen könnte! Wohl würde ich vielen helfen können, aber dafür auch jeder oft genug die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens erkennen müssen, da ja in nur zu vielen Fällen auch der Arzt seine Ohnmacht eingestehen muß.“

Und doch mußte auch ich mich stillschweigend dem Wunsche meines Vaters fügen, wenn ich nicht seine Ungnade auf mich laden wollte.

Durch diese gleiche Lage wurden wir nach und nach die besten Freunde. Kurt Lewog, der bei ihm Violin-Unterricht zu nehmen, und merkwürdig, er hatte einen Schatz an's Licht gebracht, dessen Dasein ich niemals auch nur geahnt! Ich war nicht minder talentirt als er und hatte ihn bald eingeholt. Und nun erlebte ich die glücklichsten Stunden. Er nahm von nun an seinen Unterricht in meiner Wohnung, aber ich muß gestehen, daß wir wenig zusammen lernten, denn stets hat er mich, ich möchte ihn doch spielen lassen, ihn hier die Freude gewährt, die ihm zu Hause verweigert ward.

Ich konnte diesen rührenden Bitten um so weniger widerstehen, als ich ja selbst nun von derselben Leidenschaft ergriffen war. Aber der Junge wurde immer blässer und klagte über Kopfschmerzen und schlaflose Nächte. Eines Tages kam er, an allen Gliedern beband, zu mir. Sein Vater hatte von dem Direktor einen Tadelbrief zugesandt erhalten und es war zu einem leichten Austritt gekommen, bis Kurt endlich kurz und bündig erklärte, er könne und wolle nicht Jurist werden. „Was denn?“ rief der erstaunte Vater.

„Künstler, Virtuose!“ Da war es aus, und fast wäre er geächtigt worden. Mir that der Junge so leid, und doch konnte ich ihm nicht helfen. Ich beredete ihn, zurückzutreten und verwies ihn auf das Schicksal, das per oft zur rechten Stunde einschreite, er möge sich nur tapfer halten und nichts merken lassen.

Er versprach es, aber wenn nicht bald eine Entscheidung käme, wollte er selbst sein eigenes Schicksal bestimmen. Damit ging er. Gleich darauf brachte der Briefbote eine Nachricht von meinem Bruder, von ihm, der nie zuvor an mich geschrieben hatte. Der Brief enthielt ein umfassendes Geständniß.

Mein Bruder war leichtsinniger Freund zum Opfer gefallen. Das eigene Geld, das er noch besaß, brauchte er, solange er nicht eine ausreichende Gage bezog. Nun hatte er auch noch gespielt und verloren. Er beschwor mich, ihm dreitausend Gulden zu schicken und ihm zu helfen, sonst müßte er seinen Abschied nehmen. Mir blieben dann immerhin noch dreitausend Gulden, und bis ich das andere gebracht, würde er schon reich geachtet haben und in der Lage sein, mir mein Geld wieder zu geben.

Kaum hatte ich fertig gelesen, als mein Vater eintrat. Er war durch diese Nachricht die ich ihm sofort mittheilte, wie gebrochen.

„Was wirst du thun?“ fragte er mich zitternd.

Ich wollte auffahren. Sollte ich diesem leichtsinnigen, gewissenlosen Burschen mein Erbe opfern, von dem ich selbst keinen Kreuzer unnötig ausgeben? Das war doch zu viel gebordert! Aber ein Blick in die stehenden Augen des Vaters änderte meine Gesinnung, und ich stellte ihm die Summe zur Verfügung.

„Und was soll aus dir werden?“ fragte er, nachdem er mir gekant.

„Ich muß eben meinen Plan ändern,“ sagte ich, „denn ohne Geld kann ich auf keinen Fall fertig studiren.“

Er sah es ein und ging traurig hinaus, wußte er doch, daß seine Nachsicht zum größten Theil an dem Leichtsinne meines Bruders schuld war. Diejenige war ja nun geholfen, aber ich, was sollte ich nun?

Da fielen mir die Worte meines jungen Freundes ein: „Meine Violine vertritt mir jeden Kummer.“ Und wirklich ward mir dann leichter zu Muthe, und ich überlegte, was ich beginnen sollte.

Als Kurt am nächsten Tage kam, war er sehr betrübt, als ich ihm mittheilte, daß ich nach Schluß des Semesters nach Wien gehen und mir eine neuen Kenntnissen angemessene Stellung suchen müßte.

Ich führte meinen Entschluß aus und fand auch bald eine bescheidene Anstellung in einem Bankbureau; aber das Schicksal wollte es anders. Bald ward mich eine langwierige Krankheit kranke, welche die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen hervorgerufen hatten, und als ich endlich wieder genesen, war meine Stelle bereits anderweitig vergeben, auch hatte mir der Arzt verboten, eine solche wieder anzunehmen. Ich mußte aber doch leben, und mein Geld nützlich anzuwenden suchte!

Da lernte ich ein Mädchen kennen und liebte, dessen Anlagen ein gutes und liebes Weib versprachen, und da ich es satt hatte, mich bei fremden Leuten einzuquartieren, beirathete ich. Mein Frau brachte eine bescheidene Ausstattung mit, und ich kaufte ein kleines Papiergeschäft. Eine Zeitlang ging alles gut. Meine Frau führte das Geschäft allein, so daß es mir möglich war, Violinunterricht zu geben, und ich fing wieder an, zu hoffen. Später brachte meine arme Frau ein todes Kind zur Welt und büßte dabei ihr Leben ein. Schlag auf Schlag folgte nun das Unglück. Mein Vater starb bald, und nach ganz kurzer Zeit erhielt ich die Nachricht, daß sich Bernhard erschossen, weil man ihn des Falschspielens überführt hatte.

So war mein Opfer umsonst gewesen! Was weiter folgte, ist leicht erklärlich. Das Geschäft verzehrte den Rest des Geldes, das mir nach Bezahlung der Kranten- und Leichenkosten für mein heißgeliebtes Weib geblieben war. Ich mußte alles zurücklassen, und eines Tages war ich da angelangt, wo ich heute noch bin!

„Und wie erging es Ihrem Schüler?“ fragte ich dann. „O, der war glücklicher,“ lautete die Antwort, „er fand einen Gönner, der ihn an das heißersehnte Ziel brachte und erntet nun Ruhm und Ehre hier in Wien.“

„Warum wenden Sie sich nicht an ihn?“ „Das kann ich nicht, Fräulein, dazu bin ich zu stolz,“ erwiderte er mit geröteten Wangen.

„Das ist falscher Stolz,“ rief ich, „ich glaube, es ist weit demüthiger, fremder Leute Mühseligkeit in Anspruch zu nehmen, wenn man die Fähigkeit hat, Großes zu leisten, als einen Freund um etwas zu ersuchen, da man unerschuldert in's Geld gekommen ist!“

Der junge Mann jentte den Blick und sagte leise: „Sie haben recht, Fräulein, daran habe ich noch nie gedacht.“

„Und was werden Sie thun?“ „Was Sie mir rathen, ich werde ihn aufsuchen.“ Wie, um seine Absicht sofort auszuführen, nahm er Abschied.

„Tausend Dank,“ sagte er, „für Ihre Theilnahme, sie bringt mich vielleicht auf den rechten Weg.“

„Mein Rath ist so viel des Dankes kaum werth,“ entgegnete ich, „aber wollen Sie mir eines versprechen?“

„Alles, alles!“ rief er. „Dann, bitte, geben Sie mir Nachricht über Ihre ferneres Schicksal.“ Er that es. Ich erhielt bald einen Brief, in dem er mir mittheilte, daß er durch den jungen Künstler einer Musik-Apelle zugetheilt ward, und nach circa einem Jahre hatte ich selbst Gelegenheit, ihn in einem der größten Establishments als Kapellmeister wieder zu sehen. Er erkannte mich, kam freudig auf mich zu und erzählte, daß er mit seinem Freunde ein begabtes Jungceffellenbe führte und diesem seine Unterstützung bereits bei Heller und Pfennig wiedererstattet habe. Und dann dankte er mir nochmals in über-schwänglichen Worten dafür, daß ich die Ursache seines nunmehr sorgens-freien Daseins sei.

Ich aber habe diese Geschichte niedergeschrieben, um zu beweisen, daß man nicht alle Menschen mit gleichem Maße messen darf, und daß manchmal ein freundliches Wort, ein guter Rath mehr vermögen, als eine milde Gabe.

Auf der Jagd nach dem Glück paßte das meiste Unglück.

Viel werden sechzig Jahre — aber nicht zweimal dreißig!

Der wichtige Brief.

Humorsteke von Albert Roderich.

Mit gegenüber wohnt der Frucht- und Gemüsehändler Plüze. Neulich trat er mit seiner etwas robusten Frau bei mir ein und sagte:

„Sie sind ja so'n — so'n Schriftsteller, nicht?“

„Ja, wir möchten gern, daß Sie uns 'n Brief aufsehen.“

„Sehr gern, bitte nehmen Sie Platz, meine Herrschaften.“

„Wir möchten aber erst gerne wissen, was Sie für so'n Brief bezahlt kriegen.“

„Ja,“ antwortete ich, „wenn es ein einigermaßen anständiger Brief sein soll, dann kann ich es unter einem Pfund Kirsch nicht thun.“

Die beiden sahen mich scharf an. „Aber schwarze Kirsch?“ fügte ich anspruchsvoll hinzu, „die mag ich lieber.“

„Ist gut,“ sagte in etwas verächtlichem Tone Herr Plüze. „Also von wegen dem Brief. Die Sache ist so: Ich hab' 'n Bruder in Dortmund wohnen, der ist Wertmeister an 'ner Fabrik, und den sein Sohn ist Ingenieur und hat sich nun mit 'n Mädchen aus sehr feiner Familie verlobt. Jawoll, gestern haben wir die Anzeige getriegt, und die Braut von meinem Knecht hat uns auch 'n sehr netten Brief geschrieben. Und nun müssen wir doch auch 'n Brief schreiben an die Braut und die Eltern —“

„An die Eltern nicht!“ unterbrach Frau Plüze hier energisch ihren Gatten, „die Eltern haben uns auch nicht geschrieben.“

„Is egal. Es sind doch sehr feine und noble Leute und sie lassen uns doch auch grüßen.“

„Feine und noble Leute?“ rief zornig Frau Plüze, „die haben uns bloß nicht geschrieben, weil wir in 'n Keller wohnen und wegen das Frucht- und Gemüsegeschäft. Und ich hab' Ihnen, Herr, an die Eltern wird nicht geschrieben! Verstehen Sie das?“

Dabei schlug Frau Plüze wütend auf meinen Schreibstisch. — Augenscheinlich wollte Herr Plüze noch etwas einwenden.

„Mein Herr,“ sagte ich, „erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihre Frau Gemahlin nicht so ganz unredlich vor, daß wir nur an die Braut Ihres Knecht schreiben und deren Eltern auch nur grüßen lassen.“

„So is redt,“ sagte Frau Plüze. „Ich müßte aber doch wohl erst mal den Brief lesen, den ich beantworten soll,“ meinte ich.

Herr Plüze zog einen arg zerknitterten Brief hervor und gab ihn mir. Ich überlas schnell das in recht steifen Phrasen abgefaßte Schreiben.

„Was heißt das eigentlich: Lieber Onkel und liebe Tante in spe?“ fragte Herr Plüze.

„In spe heißt hier so viel wie künftige Onkel und Tante,“ erklärte ich. „Sie werden es ja erst, wenn Ihr Knecht die junge Dame geheiratet hat.“

„Aha,“ sagte Frau Plüze, „sie will damit sagen, die Verlobung könnt' ja wieder zurückgehen, an denn wären wir ja wieder man bloß Luft für sie.“

Ich hatte inzwischen einen Bogen Papier genommen und fing an zu schreiben: Liebe Nicht!

„Schreiben Sie auch in spe!“ schrie Frau Plüze mich an. „Wenn mir einer mit so 'ner Gemeinheit vor'm Gesicht 'rumfuchelt, dann fuchtel ich wieder 'rum. Schreiben Sie in spe, Herr!“

Ich schrieb also: Liebe Nicht in spe. „Das kann ja aber kein Mensch lesen, Herr,“ sagte nun Herr Plüze.

„Herr Plüze, nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, aber für ein Pfund Kirsch kann ich nicht auch noch kalligraphiren.“

Frau Plüze bekam wohl Angst, daß ich mein Honorar erhöhen würde.

„Laß den Mann doch,“ sagte sie, „er kann den Brief ja noch mal abschreiben, wenn's nacher nicht recht ist.“

„Mehr als sechsmal schreibe ich den Brief aber nicht ab,“ sagte ich höflich, aber bestimmt. Dann fuhr ich fort: Wir gratuliren herzlich zu Ihrer Verlobung mit unserem Knecht. Wir wünschen Ihnen alles Gute und hoffen, daß Sie mit unserem Wilhelm recht glücklich werden mögen.

„Ja, das ist ganz gut,“ sagte mit einer Art von lobender Verablassung Herr Plüze.

„Geben Sie nun die Gewogenheit, mir zu sagen, was ich der jungen Dame auf deren Einladung zur Verlobung antworten soll. Haben Sie die Absicht, der Einladung Folge zu leisten?“

„Ja, nu sag' mal, Hinrich, warum denn eigentlich nicht? Einer von uns beiden kann doch ganz gut auf'n paar Tage aus 'm Geschäft.“

„Ja,“ sagte Hinrich, „einer von uns könnt' ja wohl reisen.“

„Da muß ich denn aber 'n neues Kleid zu haben,“ sagte Frau Plüze. „Näh, denn — will ich reisen. Ich brauch' da feines neues Kleid zu.“

„Das wär' schön! Du bist doch erst verheiratet gewesen!“

„Jawoll, auf 'n halben Tag mit 'n Regellub.“

„Auf 'n halben Tag und 'ne ganze Nacht. Hast woll' all wieder verassen, in was für 'n Zustand du den andern Morgen nach Haus gekommen bist!“

Das Ehepaar redete sich immer mehr in's Wuth, daß er einen von meinen Stühlen ergriff und barmhagen damit auf den Fußboden stampfte, daß ein von seinen Beinen losbrach. Eins von den Beinen des Stuhls natürlich.

„Aber erlauben Sie mal, Herr Plüze,“ rief ich etwas vorwurfsvoll. Da schrie mich der Herr aber an:

„Müssen Sie sich da nicht 'rein, wenn Mann und Frau was vorhaben. Das geht Sie gar nichts an. Verstehen Sie woll'!“

„Ne, das geht Sie gar nichts an, is auch wahr,“ sekundirte Frau Plüze; „da braucht sich keiner um zu kümmern, wenn ich mal 'n Wort mit mein Mann zu reden hab.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte ich, „aber vielleicht bedienen Sie sich bei den weiteren Auseinandersetzungen mit Ihrer Frau Gemahlin dieses Lehnstuhls. Die Beine sind sicherer gearbeitet.“

„Ne, willst du reisen, Luise?“ fragte endlich Herr Plüze.

„Ne, reiß' du man. Ich krieg' auch so schnell gar kein Kleid mehr fertig gemacht.“

„Ne, denn braucht ja auch keiner zu reisen,“ sagte Herr Plüze. „Was soll einer mit so 'ner hochnässigen Gesellschaft anfangen?“

„Erst recht! Wenn sie denn so groß thun und so von oben runter, dann muß man ihnen mal ordentlich zeigen, daß unferne der Mund auf dem rechten Fleck hat.“

„Ne, das kannst du ja sein, denn reiß' du man hin.“

„Was sagst du?“ frug Frau Plüze scharf.

„Ne, du hast doch eben erst bewiesen, was du für 'n Mundwert hast.“

„Ne, so 'n Mundwert wie du hab' ich noch lange nicht. An wenn ich auch mal ärgerlich werd' und 'n Wort sag', ich weiß immer noch, was ich thu', ich ich hantir' noch lange nicht mit ander Leut's Stühle 'rum, daß die Beine davon abgehen.“

Und so redete die Dame sich wieder in heftigen Zorn und ergriff wie unbemüht dabei ein angefangenes Manuskript, das auf meinem Tische lag und suchte ihrem Gatten damit immer vor dem Gesichte herum.

Ich sprang auf und wollte der vor-nigen Dame meine angefangene Novelle aus der Hand reißen. Aber sie packte die Bogen nur noch fester und rief:

„Ach was, so 'n alles Stück Papier werden Sie woll' noch übrig haben.“

Ich sank auf meinen Stuhl zurück und griff als Rettungsmittel wieder zu dem Briefe.

„Gestatten Sie mir einen Vorschlag,“ rief ich dem streitenden Ehepaar zu. „Lassen Sie uns Folgendes an Ihre Nicht schreiben: Was Ihre freundliche Einladung zur Verlobungsfeier betrifft, so können wir deswegen doch wohl erst dann einen Entschluß fassen, wenn wir Näheres darüber von Ihren Eltern, deren Grüße wir bestens erwidern, erfahren haben.“

„Ja,“ sagte Herr Plüze, „so weit ist die Sache nun ja ganz gut. Aber können wir nu auch noch zur rechten Zeit die Antwort hier haben?“

„Gewiß,“ antwortete ich, „die Leute wohnen in Freiburg, das heißt wohl Freiburg im Breisgau — Sonntag die Verlobungsfeier, heute ist Dienstag, morgen ist unser Brief da, Donnerstag, spätestens Freitag kann die Antwort da sein.“

„Ne, denn is ja alles all right,“ sagte Herr Plüze, „denn man los!“

„Haben Sie vielleicht auch ein Couvert?“ fragte Frau Plüze. Ich hatte auch ein Couvert. „Denn machen Sie man auch die Adresse,“ sagte Herr Plüze. „Haben Sie woll' auch 'ne Großhandlung?“ Ich klebte eine solche auf den Brief.

Damit gingen die beiden. Acht Tage später traten sie wieder bei mir ein. Der Gesichtsausdruck der beiden Leute ließ mich sogleich vermuten, daß es mit nicht gut ergehen würde.

„Da is Ihr Brief wieder,“ sagte sehr ungehalten Herr Plüze, und seine Frau sah mich mit funkelnden Augen an. Ich sah, daß der Brief amtlich geöffnet war und auf seiner Rückseite stand mit Blaustift: Adressat hier un-auffindbar.

„Ja,“ sagte ich etwas kleinlaut, „im Briefe Ihrer Nicht stand Freiburg, da glaube ich, es sei Freiburg im Breisgau, oder sollte —“ Ich holte ein geographisches Verikon aus meinem Bücherschrantke. „Wahrhaftig, es giebt auch ein anderes Freiburg. Dann soll es das wohl sein!“

„Ja, wie können Sie aber dann schreiben in Reisingrau?“

„Im Breisgau.“

„Ach was, das 's egal. Sie haben uns da bössartig reingelegt. Nu haben die Leute gar nix von uns gehört un haben nu ganz recht, wenn sie sagen: das sind ornäre Menschen.“

„Is 'ne Schändlichkeit!“ fügte Herr Plüze hinzu, „un Sie wollen nu 'n gelehrter Mann sein?“

„Nein, das will ich gar nicht,“ sagte ich.

„Aber 'n Pfund Kirsch wollen Sie haben, nicht?“

„Nein, ich verzichte darauf.“

„Sie sind 'n Gemüthsmanich,“ rief die Dame, „aber so kommen Sie da doch nicht von. Ich hab' mir schon das Zeug zum Kleid gekauft und die Schneiderin hab' ich mir auch bestellt gehabt. Sonst wär's nich mehr fertig geworden. Wir verlangen Schabenerfab!“

„Frau Plüze,“ antwortete ich ruhig, aber bestimmt, „Frau Plüze, über den Schabenerfab müßte erst das Gericht entscheiden. Aber eins möchte ich Ihnen noch sagen: einen Brief für Sie schreibe ich nicht wieder, und wenn Sie mir zehn Pfund Kirsch bieten.“

Ein chinesisches Salomo. Zu Nanting lebte ein Ehepaar, welches dadurch auseinandergerissen wurde, daß der Mann in den Krieg ziehen mußte. Da er lange fortblieb und nichts von sich hören ließ, wurde er für todt erklärt, und die Frau schloß eine zweite Heirath. Als das neue Paar sich noch in den Flirtwochen befand, wurde es unangenehm gestört, indem sehr überraschend der erste Gatte auf der Bildfläche erschien.

„Gest mit meine Frau zurück,“ forberte er von dem zweiten Manne.

„Durchaus nicht,“ wurde ihm zur Antwort. „Wir sind rechtmäßige Eheleute.“

Der Fall kam vor den Richter, und dieser nahm die Frau bis zur Fällung des Urtheils in Gewahrsam. In acht Tagen sollten die Parteien wieder zu ihm kommen und sich ihr Urtheil holen.

Acht Tage darauf erschienen die beiden Gatten wieder vor dem Richter. Der trat ihnen mit der unerwarteten Nachricht entgegen, die Frau sei inzwischen leider gestorben, und fügte hinzu: „Der, welcher sich für den rechtmäßigen Gatten hält, kann sie nun mit sich nehmen. Selbstverständlich muß er dann aber die Begräbniskosten bezahlen.“

„Das sollte mir noch,“ entgegnete der erste Gatte. „Erst wird sie mir freitig gemacht, und dann soll ich sie auf meine Kosten begraben lassen!“ Und er ging kurz entschlossen davon.

Der zweite Gemany war anderen Sinnes. „Wenn ich sie auch im Leben nicht mehr besitzen kann,“ sagte er, „so werde ich es mir doch nicht nehmen lassen, der theuren Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.“

„So ist's recht,“ erwiderte der Richter und zog einen Vorhang zur Seite. „Hier ist deine Frau, gesund und munter. Nimm sie wieder in dein Haus, wenn sie einwilligt.“

Das Weib bedurfte teimer besonderen Bitte. Es floß dem Manne an den Hals und ging überallhin mit ihm nach Hause, des Himmels Segen auf den salomonischen Richter herab-liegend.

Eine Hunde-Spielschule.

Paris hat nicht nur einen Hundes-Friedhof und ein Institut für Hundes-Massage, sondern auch umweit von letzterem — eine Hunde-Spielschule! — Spije, Pinscher, Köpie, Terriers — wie nennt die Völkler, nennt die Namen all' der beneidenswerth geliebten Vierfüßler, die hier ihre Vormittagsstunden verbringen zum Besten ihrer Gesundheit, die unter mangelnder Bewegung leidet, und sich amüfieren durch noch Bergensluft. Ein großer Garten bietet all' diesem Cheries und ihrem Jagd- und Spielbedürfnis Gelegenheit, sich zu betätigen. Schiffschellen mit frischer Milch sorgen für ihre Ernährung, und wenn sie müde sind, ladet ein Salon mit kleinen Divans, die sich an den Wänden entlang ziehen, zu süßen Schlummer. Mittags kommen dann die Diener und Jöfchen wieder, um „Söni“ Favori und „Goldkrönen“ Joujou abzuholen.

Das Erfahrung.

Frau Snobs: „Ich wünschte ein Mädchen, welches gewohnt ist, in den besten Familien zu bienen.“

Stellensuchmittlerin: „Just eine solche weiß ich Ihnen gerade. Sie war letzten Monat bei sieben der besten Familien in Di.“